

0,50 €
7.80 In 5395

Sociale

Fragen und Antworten.



Heft 1:

Klassenkampf.

Einzelpreis 80 Pfg.

Bremen.

an Nordwestdeutscher Volkschriften-Verlag, A.-G.



52769

1871

Classenkampf.

Ein schöner unentweihter Name ist viel werth. Ich verdenk's keinem Menschen, daß er lieber Geld als z. B. Göbel heißt. Ich verdenk's auch der braven nassauischen Familie Luheuter nicht, daß sie beim Herzog um einen andern Namen einkam. Der gnädigste Herr machte sich ein Späßchen und taufte sie Milchsack, und so heißt sie bis auf den heutigen Tag, Gott segne sie! Wir werden es keinem Vater verübeln, wenn er für sein Kind einen recht wohlklingenden Vornamen aussucht, keinem Erfinder und Fabrikanten, wenn er auf eine lockende Bezeichnung seines Erzeugnisses stinkt, und statt „bitterer Schnaps“ munter „alter Schwebel“ oder gar „Menschenfreund“ sagt.

Eigentlich soll Name und Wesen sich decken. Aber das ist auf dieser unvollkommenen Welt nicht immer der Fall. Und das Wesen bleibt doch die Hauptsache. Was hilft der schönste Name, wenn das Ding nichts taugt? Augenommen aber, jemand habe gar absichtlich einen schönen Namen für etwas recht Schändliches gewählt; er segele mit Bewußtsein unter falscher Flagge; er suche schlechten Bestrebungen ein gleichendes Mäntelchen umzuhängen und uns durch glatte Worte

A52769

k2964 FES16.0577

zu täuschen. Verdenken wir ihm das auch nicht? Gewiß und mit vollem Recht. Ein ehrlicher Mann nennt ein solches Verfahren sofort mit dem richtigen Namen Lüge und Hinterlist.

Klingt Krieg verlockend oder schrecklich? Ist Krieg etwas Gutes oder Schlimmes? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein. Wir alle wissen, was Krieg bedeutet: Stocken der Geschäfte, Noth, Theuerung, Verwüstung, und ach, tausend und abertausend der besten Männer erschossen, verkrüppelt oder todt! Wenn Einer unter uns aufstände und unaufhörlich Krieg! Krieg! predigte, wir würden ihn niederschlagen oder ins Narrenhaus sperren, je nachdem. Nur in der äußersten Noth, nur gezwungen greift ein verständiges Volk zu diesem letzten, entsetzlichen Mittel, wie wir im Jahre 1870.

Aber es giebt noch etwas Schrecklicheres im Völkerleben als Krieg überhaupt, das ist der Bürgerkrieg. Wird doch auch Familienhader, einmal ausgebrochen, gemeinlich der giftigste und schlimmste von allen! Die innigste Liebe schlägt in den tödlichsten Haß um. Wer im Stande ist, mir das Leben am angenehmsten zu machen, grade der vermag mich auch am empfindlichsten zu kränken. Ein Chinese in Hongkong kann mich auch schädigen, wenn er mir z. B. für gutes Geld schlechten Thee schickt, den er schon einmal abgebrüht hat, aber er vermag mich schwerlich je so zu ärgern, wie ein feindlicher Bruder im nämlichen Hause, mit dem ich Geld und Gut der Eltern theilen und täglich, fast stündlich zusammen-treffen muß.

Ähnlich verhält es sich mit dem Bürgerkriege, der Angehörige desselben Volkes und Staatswesens gegen einander bewaffnet. Er hebt die süße Sicherheit auf, an die wir alle so gewöhnt sind wie an Luft und Licht. Er schleudert uns zurück in den Urzustand bildungsloser, ungesitteter Stämme. Nun weiß keiner mehr, ob er seinem Nachbarn, seinem täglichen Umgang noch trauen darf. Jeden Augenblick muß man auf das Aergste gefaßt sein. Aus jedem Winkel droht ein

Feind hervorzubrechen. Freunde, Vettern und Brüder verwandeln sich, von Parteilucht ergriffen, in erbarmungslose Gegner. Es ist unbehaglich, unter wilden Thieren zu leben, aber Tiger und Schlangen können uns niemals so viel Schaden, wie verfeindete Menschen. Im Bürgerkriege muß auch der Friedlichste auf seiner Hut sein und oft genug sein Handwerkszeug niederlegen und zur Waffe greifen, um sich und die Seinigen zu schützen. Unterdessen werden die Saaten zerstampft, von deren Ernte wir leben sollten, die Wohnungen in Brand gesteckt, welche uns Obdach gewährten, die Vorräthe für den Winter vor der Zeit verbraucht, die kostbaren Arbeitsmittel, welche in geschickter Hand tausend Wunder verrichteten, achlos verwüstet und zerstört. Wenn endlich selbst die Wildbesten erschöpft und des Kämpfens, Schlachtens und Brennens müde sind, ist aus der blühenden Heimathsthal eine Einöde geworden, und Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte gehören dazu, sie wieder auf den Punkt vor dem Beginn aller dieser Greuel zu bringen.

Unser deutsches Vaterland hat einmal die Wuth eines Bürgerkrieges in voller unbarmherziger Schärfe erfahren. Das war vor drittehalb Jahrhunderten in dem sogenannten Dreißigjährigen Kriege. Noch zeugen zahlreiche Namen gänzlich vom Erdboden verschwundener Dörfer von jener fürchterlichen Zerstörung. Erst in diesem Jahrhundert sind wir allmählich an Wohlstand und durchschnittlichem Lebensgenuß wieder dahin gekommen, wo unsre Altvordern vor jenem entsetzlichen Kriege bereits standen. Nähere Schilderung thut hier nicht noth: die Sinen von uns wissen unmittelbar aus den Büchern der Geschichte, wie es von 1618 bis 1648 bei uns herging, und was für Opfer an Gut und Blut, an Lebenskraft und Lebensfreude uns dies dreißigjährige Plündern, Sengen und Todtschlagen gekostet hat; die Andern haben hinlänglich davon reden hören, oder es spukt ihnen gleichsam vom Urgroßvater her noch unheimlich genug in den Knochen, so daß sie gleiches

Grauen empfinden. Wer sich aber alles noch einmal lebhaft vergegenwärtigen will, der lasse sich das folgende artige Stücklein erzählen:

Einer meiner Freunde war einst in Schweden bei einem schlichten Bauer über Nacht. Am nächsten Morgen brachte ihm der Hausherr den Frühtrunk in einer schweren silbernen Kanne. Der Gast betrachtete das alterthümliche, werthvolle Gefäß aufmerksam und bemerkte schließlich: „Aber es ist ungestempelt, und so viel ich weiß, hat doch schon Gustav Wasa befohlen, daß der Goldschmied jedem Werke seiner Hand das Reichswappen, die drei Kronen, ausprägen soll!“ „Ganz recht,“ schmunzelte der Alte, „Ihr wißt Bescheid.“ „So habt Ihr also das Gesetz übertreten?“ sagte mein Freund. „Das that ich wirklich noch nie bis jetzt“, versetzte der Bauer ernst. „Nein, junger Herr,“ fügte er stolz hinzu, „die Kanne braucht nicht gestempelt zu sein: sie war schon manch Lieb es langes Jahr vor Gustav Wasa in unserm Hause!“

Merkt der geneigte Leser was? kommt ihn nicht etwas an wie bewundernwerdender Reiz solch altererbtümlichen Wohlstand gegenüber, und wie mitleidige Nüchternheit ob unserer eignen Armut? Ob sich wohl ein einziges Bauernhaus in ganz Deutschland eine silberne Kanne über dreihundert Jahre hindurch gerettet hat? Ach, und anno 1617 besaß dein Urahne vielleicht auch einen schweren silbernen Henkelkrug, und goldene Becher, und Ringe mit Edelsteinen, und ein festes Haus, und künstlich geschnitzte Truhen und Schreine voll Kostbarkeiten, und ich könnte, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, meine Uhr statt an dem elenden Stahlkettchen an einer dicken goldenen Halskette tragen, und wenn sich jemand über die seltsame Arbeit und die Schwere wunderte, herablassend erwidern: „Dafür ist sie auch fast dreihundert Jahre alt; mein Vorfahr hat sie sammt einer Schaumünze vom gnädigsten Herrn Kaiser erhalten, und die Münze hab' ich auch noch daheim.“ Aber wo sind jene Schätze geblieben? Zerstoßen in

alle vier Winde, geraubt, verbrannt, vernichtet im dreißigjährigen Kriege; wir blieben zurück, ein arm, verschüchtert, hungrig Volk. Jahrelang haben wir unsre Wassersuppe mit Holz- und dann mit Blechlöffeln gegessen von schlechtem Geschirr, und sind jetzt endlich mit Mühe und Noth zu Neussilber und anderen Zusammensetzungen gekommen, die wenigstens im Anfange hübsch glänzen. Will's Gott, und wir behalten Frieden, so kriegen wir mit der Zeit auch wieder einen echten silbernen Löffel in die Hand; das Metall wird ja billiger, seitdem wir die Goldwährung eingeführt haben.

Das glückliche Schweden, das reiche England, das schöne Frankreich haben nie so lange in ihren eignen Eingeweiden gewüthet. Kein Wunder, daß sie uns noch immer an Wohlstand voraus sind!

Wenn nun jemand unter uns aufstände und also spräche: „Die Zeiten sind hart. Die Geschäfte gehen schlecht. Wir arbeiten schwer, und verdienen wenig. Um das alles gründlich zu bessern, wollen wir einen gehörigen Bürgerkrieg anfangen. Der hat uns früher schon einmal so herrlich weit gebracht, der wirb's wieder thun. Auf! Zu den Waffen! Bürgerkrieg! Bürgerkrieg!“ Würden Viele gläubig auf seine Worte lauschen? Würde er großen Anhang finden? Schwerlich, und ob er sich Helfer schrie.

Das wissen alle Parteien in Deutschland sehr wohl: Mit dem Bürgerkriege wagt keine zu drohen, selbst wenn sie sich der Verzweiflung nahe fühlt und am Ende ihrer Weisheit und Stärke angekommen ist.

Das wissen auch die socialdemokratischen Agitatoren sehr wohl. Da sie aber den Bürgerkrieg dennoch wollen, und als Durchgangspunkt der von ihnen verfolgten ausschweifenden Pläne nothwendig wollen müssen, so geben sie dem verwehnten Begriff klüglisch eine noch nicht so schwarz gestempelte Bezeichnung. Sie sagen statt Bürgerkrieg einfach Klassenkampf. Das klingt harmlos; es ist ein noch ziemlich neues,

unverbrauchtes Wort, vor dem friedliebende Leute nicht sofort wie vor „Krieg“ oder gar „Bürgerkrieg“ zurückschaubern; es hat zugleich einen gelehrten Anstrich, und das ist ja ein weiterer Vortheil.

Aber wir wollen das Wort einmal etwas genauer betrachten. Sein erster Theil ist undeutsch, der Abstammung und dem Begriffe nach; Classen gibt's bei uns in den Schulen; das Volk aber zerfällt nicht in Classen, sondern in Stände. Undeutsches Wesen, blindes Herübernehmen fremder Gedanken und Worte, Nachahmung, ja Nachäfferei kennzeichnet überhaupt das Gebahren unsrer Socialdemokraten. Im letzten und vorletzten Jahrhundert französelten die deutschen Fürsten, Stutzer und Schriftsteller. Der eitle König Ludwig XIV hatte seinen Willen durchgesetzt und zu Versailles, in einer von Natur nicht schönen Gegend, ein prachtvolles Schloß bauen lassen, mit großen Gärten im steifen Geschmac der damaligen Zeit. Jeder kleine deutsche Herzog wollte es ihm nachmachen und legte sich ein Versailles im Kleinen an, mit prunkvoll überladen gebautem Schlosse, stetigeschnittenen Gartenhecken und unnatürlichen Wasserkünsten. Der modische Beck biß auf alle Art den Pariser heraus, und in unsre gute deutsche Sprache hatte sich eine Menge französischer Wörter und Wendungen eingeschlichen. Nachdem alle Uebrigen diese kindische Diebhaberei glücklich wieder abgestreift haben, ist sie an der Socialdemokratie haften geblieben. Schon ihr eigner Name zeugt dafür. Ihre Fahne ist die rothe der alten Pariser Communisten vom Jahre 1793. Ihr Schlachtgesang, die deutsche Arbeiter-Marseillaise, hat Namen, Versbau und Melodie von dem wilden französischen Liebe entlehnt, und ragt doch bei weitem nicht an sein Vorbild heran. Die scheußliche Pariser Commune gilt als Muster echter Freiheit und Menschlichkeit, und bei den Festen der Socialdemokratie werden die Führer auf die Schultern gehoben unter dem Gesange des Petroleumliedes. Ihre Anhänger nenn

sie Proletarier, ihre Gegner Bourgeois; aus dem ehrlichen deutschen Bürgerthum, dem sich nicht so leicht etwas Schändes anhängen läßt, hat sie eine beliebig zu verunstaltende Bourgeoisie gemacht. Das widert einen rechten deutschen Mann an, der den Erdgeruch seiner Heimathscholle und die Mundart seiner Vaterstadt noch liebt. Ich habe diese Sprache lezthin wieder einmal vernommen nach langer Zeit, und die Augen sind mir feucht und das Herz warm geworden dabei. Der Socialdemokratie dürfen wir's dagegen vielleicht nicht so sehr verargen. Sie ist ja „international“; sie achtet die heiligen Schranken von Volksthum und Vaterland nicht. Sie weiß, wie wir gesehen haben, recht wohl, warum sie statt Bürgerkrieg lieber Classenkampf sagt.

Kämpfen kann man ja auf zweierlei Art: mit den Fäusten oder mit Waffen und mit der Zunge oder der Feder. Die Socialdemokratie hat wohlweislich nicht mit dem körperlichen Kampfe angefangen. Dazu fühlt sie sich noch zu schwach. Sie war allzugeschwind unterlegen. Darum beginnt sie zunächst mit dem geistigen Kampfe. Die redende Zunge und die schreibende Hand müssen erst vorarbeiten und durch Bemänteln und Verhehlen ehrliche Leute kirre machen, durch langsam beigebrautes Gift, durch Aufheizen und Verdrehen die leichtgläubigen Rekruten in Tollwuth versetzen, damit am Ende die Muskeln des Arms, mit todbringender Waffe bewehrt, den letzten Druck zur Niederwerfung des Gegners erfolgreich anzuwenden versuchen. Auf diesen blutigen Kampf hat sie durchaus nicht verzichtet. Das mögen sich alle diejenigen merken, welche vielleicht noch meinen, es handle sich nur um ein ungefährliches Ringen auf geistigem Gebiet. Vom ersten Augenblick an hat jeder in Betracht kommende Führer und Angehörige der socialdemokratischen Partei die Anwendung körperlicher Gewalt als schließlich nicht zu vermeiden angesehen. Eine immer gesteigerte, immer heftigere und leidenschaftlichere Erörterung der streitigen Fragen in Wort und Schrift soll die

Sache bis auf den Punkt treiben, wo die Ungebild der Angreifer und die Hartnäckigkeit der Vertheidiger zum Blutvergießen führen müssen, wo eine große allgemeine Kraftprobe mit Hälften und Waffen Sieg oder Niederlage entscheidet.

Der bekannte Socialdemokrat W. Bracke sagt z. B. in seiner Schrift: „Nieder mit der Socialdemokratie!“ Folgendes: „Im neuen Zustande wird man die Arbeit planmäßig einrichten. — Da zu diesem Zwecke die Benutzung aller vorhandenen Güter, des Grund und Bodens, der Fabriken, der Maschinen u. s. w. erforderlich ist, so wird man die wenigen Millionen- und Milliardenmenschen expropriiren.“ (Merk, wieder ein heuchlerisches Fremdwort! Es heißt im ehrlichen Deutsch nichts anders als: „ihnen ihr Eigenthum nehmen“.) „Vielleicht“, fährt Bracke fort, „werden diese gutwillig zustimmen und dann als Anerkennung für ihre gemeinnützige, communistische Handlungsweise geehrt und entschädigt werden; vielleicht werden sie, gestützt auf die ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel, sich widersetzen und dann werden sie im Kampfe mit der neugestalteten Staatsmacht zu Grunde gehen.“

Also, wer sich sein Eigenthum nicht gutwillig nehmen läßt, der soll im Kampfe zu Grunde gehen.

Deutlicher noch klingt die Aufreizung zum Bürgerkriege aus Hasselmanns jüngster Rede im Reichstage hervor (October 1878). Er spricht nicht nur von der Bresche, in welcher er nöthigenfalls stehen und fallen werde, sondern droht zum Schluß ganz offen mit Barrikaden und erinnert den Fürsten Bismarck an den 18. März 1848.

Reiben wir also den gelehrten, fremdartigen Puz des Wortes Classenkampf ab, so grinst uns dahinter der nackte, schenklische Bürgerkrieg entgegen. Da drängen sich uns folgende Fragen auf, die wir kurz zu beantworten suchen wollen: 1. Woher stammt der Gedanke an einen solchen furchtbaren Krieg? 2. Dürfen die Socialdemokraten in demselben auf den Sieg hoffen? 3. Was würde die Folge ihres Sieges und was die Folge ihrer Niederlage sein? 4. Ist der Classenkampf oder Bürgerkrieg nothwendig?

So lange Völker diese Erde bewohnen, hat es Herren und Knechte, Befehlende und Gehorchende, Lenker und Arbeiter gegeben, und so wird es auch bleiben trotz jeder Umwälzung und Veränderung. Die Grenzen der wirklichen Berechtigung beider Theile lassen sich unmöglich haarföhrig ziehen, und Uebergriffe von beiden Seiten liegen im Wesen des Menschen begründet. Wo und wie aber auch sie immer vorgekommen sind, sie haben sich stets bitter gerächt. Wie schwer hat das stolze und gesegnete Amerika seine Sklavenwirtschaft gebüßt! Wie theuer haben die Pariser Communisten von 1871 ihren kurzen Mauth bezahlt! Aber leider ziehen wir aus der Geschichte meistens grade nur die Lehren, nach denen uns die Ohren jucken. Die eigenen Leiden und Schmerzen wirken mächtiger als fremde Erfahrungen. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch in unseren Tagen die Lage vieler Arbeiter bedauernswerth ist. Es giebt kurzfristige und engherzige Arbeitgeber, welche ihre Nebenmenschen ausnützen möchten bis auf's Aeußerste, des eignen augenblicklichen Vortheils willen. Es giebt Stockungen und Schwankungen im Geschäftsleben, von keinem Einzelnen verschuldet, welche Tausende zeitweilig brotlos zu machen drohen. Daneben häuft sich, durch Glück und Geschick, in einzelnen Händen großes Vermögen an. Wenn nun tausend wackere Männer bei allem Fleiße sich einschränken oder gar darben müssen, und sehen einen Einzigen in ihrer Mitte im Ueberfluß leben, so liegt der Gedanke nahe: „die

Güter dieser Welt sind doch sehr ungleich vertheilt". Vertauscht „ungleich" mit „ungerecht", und sofort tritt die Versuchung an die Armen heran: „Wir wollen's bessern, wir wollen anders theilen!"

Den schlechten Rechenmeistern, denen dergleichen in den Sinn kommt, möcht' ich ein altes Geschichtchen mittheilen, und zwar mit den Worten eines Mannes, der besser zu erzählen versteht als ich, mit den treuherzigen Worten des lieben J. P. Hebel: „Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einen Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöchernten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?" Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt." Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner sind Brüder. Herr Bruder, sei so gut und theile mit mir das Erbe." Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln, — und giebt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Gelbstück lange auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schätzbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?" Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere Brüder alle auch kommen und wollen ihr Erbtheil von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herausgeben." Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tengi und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet."

Herr Bruder, will sagen geneigter Leser, begreifst du die alte Wahrheit auch?

Aber andere Leute, als arme Arbeiter, haben in gewissen Augenblicken an's Theilen, an den Classenkampf gedacht. Lassalle bereits, der geistreiche und liebenswürdige Plauderer mit dem großartigen Ehrgeiz, wie Fürst Bismarck ihn im Reichstage bezeichnete, hat dem deutschen Bürgerthum „den drohenden Tritt der Arbeiter-Bataillone" angekündigt, unter dem sein bißchen Glück und Macht dereinst zerrieben werde. Er stellte leichtfertig und verwegen dem Arbeiterstande „die Revolution als die Göttin hin mit dem flammenden Lockenhaar, eiserne Sandalen an den Füßen", von der er seine Befreiung zu hoffen und zu erleben habe. Hochklingende Worte, wie man den Teufel wohl Lucifer, auf deutsch den Lichtbringer, nennt. Ach, die Flammenlocken würden Paläste und Hütten zugleich versengen, die Erzandalen Reiche und Arme zertreten ohne Unterschied!

Aber seitdem der Meister so gesprochen, beten verblendete Jünger in maßloser Uebertreibung die schrecklichen Worte eifrig nach. Sie sehen sich nach Beispielen um, und wer sucht, der wird finden. Durch rothe Brillengläser gesehen, erscheint alles roth. In der Weltgeschichte kommen Classenkämpfe vor. Flugs erklären Vorgänger und Nachfolger von Lassalle die ganze Geschichte für einen großen Classenkampf. Weil in der ersten französischen Revolution, die 1789 anhub, das Bürgerthum dem Adel und der Priesterschaft ihre Vorrechte entriß, soll in Deutschland unausbleiblich eine andere gewaltige Umwälzung bevorstehen, in welcher der Arbeiterstand dem Bürgerthum den Fuß auf den Nacken setzt. So hehen und treiben sie ihre Anhänger immer weiter. Wir dürfen nach alle dem also wohl sagen: Der Gedanke an diesen Bürgerkrieg entspringt aus dem berechtigten Gefühl der Unvollkommenheit unserer jetzigen Zustände, und aus

einer einseitigen, deshalb grundfalschen Auffassung der Geschichte.

Ein Kampf kann einem aufgezwungen werden. Dann wehrt ein tapftrer Mann sich seiner Haut, befehlt Gott den Ausgang, und fällt im schlimmsten Fall mit Ehren. Hat man aber die Wahl, anzugreifen oder Frieden zu halten, so wird man sich doch vor der verhängnisvollen Entscheidung ernstlich überlegen, ob Aussicht auf Sieg vorhanden ist. Und ist derselbe höchst unsicher, ja unwahrscheinlich, so hält ein kluger Mann Ruhe. Wie steht es nun damit in dem uns angebrohten Bürgerkrieg? Laßt uns die Heere auf beiden Seiten mustern. Wen rufen die socialdemokratischen Volksführer zum Kampf auf? die Arbeiter. Halt! Das Wörtlein müssen wir etwas genauer untersuchen. Wenn wir es in seiner vollen Bedeutung nehmen, so ist jener Kriegsruf unsinnig. Arbeiter sind wir alle, vom Kaiser an, Gott segne ihn! Bis zum geringsten Tagelöhner, Gott segne ihn ebenfalls, wenn er in seinem kleinen Kreise so wacker arbeitet, wie Kaiser Wilhelm in seinem großen. Arbeiter sind wir alle, von der verschwindend kleinen Anzahl wirklich faulenzender Rentner abgesehen, deren Vermögen, unter die Millionen fleißiger Leute vertheilt, den Kohl auch nicht fett machen würde. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, daß wir nur mit den Händen arbeiten können. Der dicke Herr Pastor lustwandelte an einem schönen Morgen über Feld, und ein armes Bäuerlein, welches im Schweiß seines Angesichts den Pflug führte, konnte sich nicht enthalten ihm zu bemerken: „Ihr habt ein bequemes Leben, Hochwürden!“ „Glaubt das nicht, Johann Hinrich,“ sprach salbungsvoll der geistliche Herr, „Kopfarbeit strengt gewaltig an!“ „Das ist wieder wahr,“ meinte der Bauer, „ich seh's an meinen Ochsen.“

Doch Spaß bei Seite! Man braucht keine Schwielen zu haben, und kann doch ein ehrlicher Arbeiter sein. Der dies schreibt, lieber Leser, hat weiche Hände, und arbeitet doch viel, zuweilen mit Hoffnung und Freudigkeit, oft mit Seuzen und Sorgen, und um mäßigen Lohn. Der Schulmeister, der keinen Kindern mit dem Etabe Wehe das A B C beibringt, der Professor, welcher keinen Arzt und keinen Richter gebildet hat, der Steuer-Empfänger, welcher dir jährlich seine Liebesbriefchen und zuweilen eine höfliche Mahnung schickt, der Bürgermeister, welcher dich anschnauzt, wenn du ohne anzuklopfen in seine Amtsstube trittst, der Notar, der Kaufmann, der Banquier, der Landrath, der Herr Präsident, der Herr Minister — sie alle arbeiten, und manche von ihnen, unter uns gefagt, oft schwerer als du und ich. Obgleich ich weder reich noch vornehm bin, hab ich das Geschick gehabt, zeitweilig mit sehr reichen und vornehmen Herrschaften zu verkehren, meine Beine unter manchen Tisch zu strecken, in manches Haus, manches Comptoir, manches Amtszimmer hinein zu schauen. Und da muß ich sagen: ich helfe den reichen Leuten viel lieber bei ihrem Essen, als bei ihrer Arbeit. Zu gewissen Zeiten haben sie selbst beim Mahle keinen Genuß und keine Ruhe bei Nacht, Mergel, Verluste, Geschäftssorgen vergällen den köstlichen Wein und verschrecken den süßen Trost der Müden, den Schlaf. Da ist mancher Arme besser dran.

„Ledig aller Pflicht,
Hört der Dursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.“

sagt Schiller mit Recht. Noch einmal, Arbeiter sind wir alle. Freilich ist der Bohn sehr verschieden, und die Pferde, die den Hafer verdienen, kriegen ihn nicht immer, das weiß ich wohl. Aber so wird's immer gehen, wir mögen es einrichten wie wir wollen.

Doch ich strecke nicht gern um einen Ausdruck, wenn die

Bedeutung, in welcher er gebraucht wird, mir klar ist. So will ich denn das Wort Arbeiter einmal in einem ganz beschränkten, einseitigen Sinne auffassen und verstehe darunter also bloß diejenigen, welche außer ihren Kleidern und Hausgeräthen nur ihre Arme besitzen, und mit denselben nicht selbständig für sich, sondern um Lohn für Andere arbeiten: Tagelöhner, Gesellen, Gehülfen, Knechte, Fabrikarbeiter, kleine Handwerker u. s. w. Der Leute giebt es ja eine große Zahl, und stark-knochige Kerle, tapfre Herzen, entschlossene Köpfe sind darunter. Ein Angriff dieser Massen würde kein Spaß sein. Aber alle andern Stände unserer bürgerlichen Gesellschaft sind zu unerschütterlicher Abwehr vereint. Sie fühlen, daß mit Eigenthum und Erbrecht und mit dem freien Erwerbe unsre ganze, langsam erarbeitete Cultur über den Haufen geworfen werden würde. Sie sind Willens, das um keinen Preis zu dulden: Fest und entschlossen werden sie ihre ganze geistige und körperliche Kraft an die Bewältigung eines solchen Aufstandes setzen. Da sind die stämmigen Bauern, in Wind und Wetter gehärtet, unverächtliche Gegner im Kampf. Da sind die besitzenden Bürger, die Gewerbetreibenden, die Kaufleute. Da sind, mit wenigen Ausnahmen, die vielen Gebildeten. Da sind alle Beamten, dem König, dem Lande, und der Befestigung treu. Da ist — die Hauptsache hab' ich bis zuletzt verspart — der Grundpfeiler unseres Staates gegen innere und äußere Stürme, die beste Kraft aller Stände des Volks zu einem wohlgefügten Ganzen vereint, unser herrliches Heer.

Es ist mir immer die preussische und jetzt auch die deutsche Armee als ein Muster menschlicher Organisation erschienen. Was man über das Eindringen von social-demokratischen Lehren in dieselbe auch phantasiren mag, eine irgendwie bedeutende Ansteckung ist doch noch nirgends erfolgt, und die Führer haben ihre Truppen noch überall gegen innere Feindesflörer so gut wie gegen äußere fest in der Hand. Anno 1848 machte sich ein Bummel an einen ehrlichen Land-

wehrmann zu Düsseldorf, schwagt ihm ein Langes und Breites von Freiheit und Republik vor, und fragt schließlich: „Nun, ihr schießt doch nicht auf uns, auf eure Brüder, wenn's zum Klappen kommt? „Bewahre!“ sprach der gutmüthige Krieger. „Bravo“, rief der Wähler erfreut, „dann haben wir gewonnen Spiel. Also darauf kann ich mich verlassen? das darf ich in meinem Club verkünden, ihr schießt nicht auf das Volk?“ „Nein, nicht eher als bis commandirt wir d,“ sagte der Landwehrmann harmlos.

Und während des sogenannten Culturkampfes lag ein gutkatholischer Westphale, der aber auch gebient hatte, krank danieder. Ein alter Freund besuchte ihn und sie redeten viel auch über die Nöthen der Kirche, über die sogenannte neue Christen-Verfolgung, was der Staatsanwalt nicht alles hätte hören dürfen. „Nächstens wollen die Preußen gar den Bischof gefangen setzen,“ seufzte der Freund, „aber das giebt Revolution!“ „Ja, das giebt Revolution!“ stimmte der Kranke gedankenlos bei. „Da müssen sie ein Regiment aufbieten“, sprach der Freund. „Wo denkst du hin?“ fuhr da der Kranke auf und richtete sich in die Höhe, „ein Regiment? Was fällt dir ein? Gieb mir zehn Mann von meiner alten Compagnie, und ich hol' ihn mitten aus der Kirche heraus!“

So lange diese Gesinnung in unserm dazu vortrefflich ausgebildeten Heere lebt, kann das gesammte übrige Volk keinen Kampf gegen dasselbe wagen, geschweige denn der Arbeiterstand allein.

Allerdings ist schon zuweilen ein Aufstand von Bürgern geglückt, obwohl das stehende Heer überwiegend oder ganz auf Seiten der angegriffenen Regierung stand. Aber dann fehlte auf dieser Seite das gute Gewissen, dann hatten allerdand Zweifel und Sorgen die Schlachtordnung der Vertheidiger schon innerlich erschüttert, ehe nur der erste Schuß oder Steinwurf auf sie fiel. Steht es so etwa auch im heutigen Deutschland mit der Vertheidigung der bestehenden Wirthschaftszustände

gegen die Socialdemokratie? Grade umgekehrt! Alle Mitglieder des Reichstages, der doch aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen ist, haben bis auf 9 Socialdemokraten in voller Uebereinstimmung die Bestrebungen der Socialdemokratie, insbesondere deren Begierde nach dem Classenkampf für verwerblich erklärt. Das beste Bewußtsein, der klarste und festeste Entschluß stehen hier den Angriffsdrohungen gegenüber. Es kämpft sich gut für Haus und Hof, für Weib und Kind, für Religion und Eigenthum. Das gute Gewissen, welches in solchen Tagen unüberwindlich macht, ist auch nicht in Gefahr, den Vertheidigern der bestehenden Ordnung allmählich abhanden zu kommen. Denn wie sie für ihre eignen Rechte tapfer eintreten, so sind sie nach wie vor bereit, dem Arbeiterstande Gerechtigkeit zu erweisen. Sie werden sich selbst durch die jetzige bebauerliche Haltung so vieler Genossen dieses Standes nicht zu gänzlicher fähler Abwendung von seinen berechtigten Ansprüchen verleiten lassen. Sie machen ihn nicht schlechthin verantwortlich für die Sünden der Socialdemokratie. Aber wie sie jetzt nicht verhindern können, daß einzelne Arbeiter, die sich von dieser aufreizenden Predigt zu weit haben hinreißen lassen, die Strafe dafür empfangen, so würden sie, wenn der sogenannte Classenkampf ihnen aufgenöthigt werden sollte, für alles daraus hervorgehende Uebel der Arbeiter die Verantwortlichkeit von sich ablehnen. Viel Blut und Thränen auf beiden Seiten, unermesslicher Verlust an mühsam erworbenen Gütern, schließlich aber gänzliche Niederlage der bethörten Arbeiter, — das wäre jetzt noch, und so weit wir in die Zukunft zu blicken vermögen, der sichere Erfolg so frevelhaften Beginneus.

Doch die socialdemokratischen Aufwiegler sagen: „Wir können warten. Wir drillen einstweilen unsere Truppen, wir vermehren unser Heer, bis der Sieg unzweifelhaft ist, dann

erst schlagen wir los.“ Das Unwahrscheinliche einmal als wirklich angenommen, was wäre die Folge dieses Sieges? Ueberlegt es euch wohl, verständige Arbeiter! Für eure Verföhler vielleicht zunächst eine angenehme: sie könnten wenigstens eine Zeitlang die Rolle der Schreckensmänner der französischen Revolution, eines Robespierre, Danton und Marat spielen. Für euch aber bliebe nach dem kurzen Siegesrausche alles so ziemlich beim Alten, wenn's nicht gar schlimmer würde. Wie sagte der schöne Judenkönig? „Mein Vater hat euch mit Ruthen gepeitscht, ich aber will euch mit Skorpionen peitschen.“ Ich will eure zukünftigen Gebieter nicht im voraus alle verächtigen. Es sollen die ehrlichsten und besten Leute sein. Befohlen aber werden muß, und auf der andern Seite gehorcht werden. Das steht einmal fest. Gearbeitet werden muß auch. Vielleicht nicht mehr nach freier Wahl, sondern wie in einem Zuchthause, nach Anweisung. „Gut!“ sagt ihr, „arbeiten wollen wir ja gern; aber auch genießen.“ Da kommen wir an den eiglichen Punkt. Ich weiß nicht, wie viel die ganze Erde trägt, nicht einmal genau, wie viel Menschen auf ihr wohnen; niemand weiß es. Jener armer Pastor klagte zwar einmal in einer Predigt: „Es ist von den Gelehrten berechnet worden, daß für jeden Mann täglich eine Flasche Wein wächst, und ich möchte den Schuft kennen, der mir die meinige täglich vor der Nase austrinkt!“ aber ich traue der Rechnung nicht ganz. So viel steht mir fest: das beste und köstlichste wird stets nur für einige Wenige reichen, und soll doch auch genossen werden. Ungleichheit also bleibt. Nie werden alle Menschen in Austern und Champagner schmelgen können oder in Sack und Rheinwein. Ja, nie wird bloß durch Gesetz und Einrichtung erzwungen werden können, daß alle Menschen zu jeder Zeit nur genügende Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. Doch da die Socialdemokraten zunächst mehr auf's Zertrümmern als auf's Aufbauen aus sind, so wollen wir hier nicht länger bei ihrem Zukunftsstaat verweilen, über den sie

selber noch durchaus nicht klar sind, und der niemals kommen wird. Eins scheint mir festzustehen: bei ihrem Siege im Bürgerkriege würden Wenige gewinnen, dagegen Unzählige verlieren.

Wenn der wahnsinnige Kampf aber dennoch unternommen wird, und die Arbeiter unterliegen, was dann? Wir haben schon darauf hingedeutet, und können uns jetzt kurz fassen. Zum Besten der Gesamtheit wäre den Siegern gewiß Mäßigung zu wünschen. Aber Menschen sind keine Engel. Ich möchte nicht gern einem Feinde, der für seine heiligsten Ueberzeugungen, für seine theuersten Güter gekämpft und gesiegt hat, als Ueberwundener in die Hände fallen. *Vae victis*, das heißt zu Deutsch: „Wehe den Besiegten!“ ist ein altes, nur allzuwahres Wort. Bedenke doch jeder, der leichtfertig von Classenkampf oder Bürgerkrieg redet, wie ihm nach der Niederlage zu Muthe sein würde. Ich will's hier nicht weiter ausmalen, hoffentlich kommt es in unserem Vaterlande nimmer so weit!

Denn nach unserer innigsten Ueberzeugung ist der graue Kampf durchaus nicht unvermeidlich. Mit den Classen oder Ständen als bestimmten Abtheilungen des Volks verhält es sich wie mit dem Classenkampfe als Inhalt der Völkergeschichte: es ist nur eine einseitige Auffassung. Ein deutscher Stand, oder selbst eine französische Classe ist keine indische Kaste. In dieser freilich wird man geboren, um unwiderruflich in ihr zu leben und zu sterben. Aus ihr ist kein Hinauskommen. Bei uns hingegen entscheidet der Zufall der Geburt nicht herart über das ganze nachfolgende Leben. Wir lesen alle Augenblicke in den Zeitungen, daß der letzte Sprößling einer berühmten alten Familie, die einst auf der Höhe des Daseins

stand, irgendwo im äußersten Elend lebt oder gestorben ist. Nicht weit von Borch am Rhein, im Sauerthal, steht auf einem Grabstein des kleinen Kirchhofs zu lesen: „Franz von Sickingen, Reichsgraf, seines Stammes der letzte. Er starb im Elend.“ Jawohl, aus Mitleid unterhalten von einem früheren Pächter oder Knecht. Und den Grabstein hat eine fremde Hand, „ein Freund vaterländischer Geschichte“ ihm gesetzt und bezahlt. Umgekehrt sind die Beispiele gar nicht selten, wo ein einfacher Arbeiter zum selbständigen Geschäftsinhaber aufsteigt und die Seinigen in vollem Wohlstande zurückläßt. Noch vor acht Tagen zeigte mir ein Freund einen eigenhändigen Brief seines Großvaters, der Cassendote oder etwas der Art in Wesel war, während der Enkel jetzt einen Palast bewohnt und eine große Fabrik und Delgemälde und altes Porzellan und venetianische Gläser besitzt. Im Hofraum des alten Klosters Diententhal bei Baden steht ein schönes Waisenhaus. Wer hat's gegründet? Ein ehrlicher Schneidermeister Namens Stulz, der einst als armer Gesell in die weite Welt hinausgewandert, in London aber zu großem Vermögen gelangt und später mit dem Weinamen von Ortenberg in den Adelsstand erhoben worden ist — als Wappen wird er wohl Nadel und Scheere und als Schildhalter zwei stattliche Ziegenböcke bekommen haben. Jedenfalls hat er das Denkmal verdient, welches ihm in seinem Heimathsdorfe Rippenheim gesetzt worden ist. Ein reicher Kaufherr in Köln sagte mir eines Tags: „Als ich mich verheirathete und mein Geschäft begann, nannte ich nur einen Kleiderschrank mein eigen, und jetzt hat mich der Herr zu zwei Häusern gebracht!“ Er wurde damals von Bekannten auf eine Viertelmillion Thaler geschätzt; seitdem hat freilich sein Sohn mich belehrt, daß dies bedeutend übertrieben war. Allerdings kenne ich auch Familien, deren Firma schon seit 160 Jahren florirt, und achte sie nicht minder. Beides muß eben sein: altererbter Wohlstand, mit allen Tugenden des Wohlstandes gepaart, und neues frisches Blut,

durch eigne Kraft und Gottes Segen emporgekommen. Wenn ich die Wahl hätte, ich wüßte kaum, was ich vorziehen sollte.

Es gibt auch unter uns keine zurückgesetzten, verachteten oder gebrandmarkten Stände mehr, wie in Indien die Parias, oder im Mittelalter die unehelichen Kinder, die Abbecker und Scharfrichter. Vor dem Gesetz ist jeder Deutsche dem andern gleich, alle reifen und unbescholtene Männer nehmen theil an dem höchsten politischen Rechte, der Wahl in den Reichstag. Arbeit zum Zwecke des Gelderwerbs gilt heute keinem mehr als unanständig, sondern im Gegentheil das Gelüste, sich ohne ehrliche Arbeit durchzuschwindeln. Die ganze Gesellschaft ist sozusagen ein einziger steter Austausch gegenseitiger Dienstleistungen geworden. Wie sollte da der eine Stand noch vornehm auf den andern hinabsehen, der niedere mit rachedurstigem Haffe zu dem höheren emporblicken? Die besten Männer, wo sie auch stehen, thun wahrhaftig keins von beiden.

Daß wir weder indische Kasten noch Parias haben, weiß auch der einzelne Arbeiter sehr wohl. Lächelt seinem Streben das Glück, so steigt er, wie Franklin oder Vorstg, zu hohen Ehren und gründlich veränderter Stellung auf. Er vertauscht seinen Stand ohne Besinnen und Reue mit einem andern, wirthschaftlich ergiebigeren, und wäre auch ein Narr, wenn er's anders möchte und eine günstige Gelegenheit bloß deshalb veräußerte, um entweder mit allen andern Arbeitern zugleich empor zu kommen oder mit ihnen in der Dürftigkeit zu verharren. So weit geht, trotz aller abgeseimten Heberei, sein Classenbewußtsein noch nicht!

Doch bei aller Thätigkeit werden die meisten Arbeiter zeitweilens Arbeiter bleiben und sich als solche mit allen ihren Genossen durch ein gewisses gemeinschaftliches Interesse verbunden fühlen. Die Art des Erwerbs und Einkommens ist so wichtig, daß nach ihr die wirthschaftlichen Stände sich wohl auch ferner sondern mögen, obgleich die alten strengscheidenden Sunstschranken gefallen sind, und nicht bloß in den ja früher

ganz unbekanntem Volksversammlungen, sondern auch sonst im Leben Genossen aller Stände sich durcheinandermengen. Aber die Erwerbsweise ist doch nicht das einzige, was im gesellschaftlichen Leben sonder und verbindet. Ist man denn nur Arbeiter, Arzt, Kaufmann, Richter, Landrath, Officier, Minister? Ist man nicht vor allem auch Mensch? Sind Reich und Arm nicht Jugendgenossen, Mitschüler, Kriegskameraden, Mitbürger, Nachbarn, Mitchristen? Besteht denn das ganze Leben nur aus Arbeiten und Ablohnern? Sind wir nicht in Schule und Kirche, im Wirthshaus, auf dem Schützenplatze, auf der Jagd, beim Schwimmen in Einer Art alle gleich? Entscheidet das Geld darüber, wer beim Löschen einer Feuersbrunst, beim Abwehren einer Ueberschwemmung, beim Schirmen und Retten in solchen und ähnlichen Gefahren am meisten geehrt und bewundert wird? Schlingen sich nicht tausend zarte, aber fast unzerreißliche Bande von einem Stande zum andern? Meine selbige Mutter ist bis zu ihrem frühen Tode eine arme Frau geblieben, aber die feingebildete Frau Dr. B. sagte immer „Frau Gevatterin“ zu ihr, und ihre einstige Schulfreundin, die Millionärin d. W. in Elberfeld lud sie gelegentlich zum Kaffe ein und kaufte mir einst ein Silberbuch, ich hab's lange bewahrt und meine, ich sähe den einen rothen Sonnenuntergang darin noch.

„Sollte alte Freundschaft vergessen sein
Und die liebe alte Zeit?
Wir wollen in Freundschaft ein Glas ihr weihn,
Der lieben alten Zeit.“

So singen die Schotten, und so denkt auch noch mancher reiche deutsche Mann, wenn er einen arm gebliebenen alten Schulkameraden sieht, nur muß der Kamerad sich darnach benehmen. Gewisse Arbeiter halt' ich mir auch gern zehn Schritt weit vom Leibe, und gewisse sehr reiche und vornehme Tauger-

nichtse ebenfalls. Auf die Persönlichkeit kommt es an. Sie vermag eine große Kluft zu überbrücken. Aber man braucht mit Jemand nicht grade auf Du und Du zu stehen und kann ihm doch herzlich wohlwollen. Gegenseitige Achtung, wechselseitiges Helfen und Fördern, gleiche Liebhabereien, gemeinsame Freude oder gemeinsames Leid, ja Wiß und Spaß verknüpfen Männer verschiedener Stände oft recht eng miteinander.

Der reiche Peter d. W. — von seiner Schwiegertochter war schon oben die Rede — ritt im tollen Jahre 1848 einmal ruhig über die volksbedeckten Straßen. „Morgen, Dehm Piet!“ rief ein junger Weber ihm vertraulich zu. Der Millionär sah ihn mit komischem Ausdruck an und sprach dann auf Plattdeutsch: „Das sollt' dir wohl gefallen, wenn ich dein Dehm wär!“ Alle Umstehenden lachten, und unbehelligt ritt der Alte weiter. — Die Gemeinde brauchte Geld und ging ihn um ein Darlehen an. Er willigte ein, holte, als der Cassenbote kam, einen Sack herbei und zählte bedächtig 5000 Thaler in verschiedenen Münzsorten auf den Tisch. „Es stimmt!“ sprach der Mann, nachdem er nachgezählt hatte, schob das Geld zusammen und wollte es wieder in den Sack streichen. „Was fällt dir ein! laß mir meinen Sack hier!“ rief der Alte. „Den schenk' ich euch nicht. Wenn du einen brauchst, so bring' ihn dir mit. Ich kann viel eher an das Geld kommen, als an den Sack. Den Sack muß ich mir kaufen, das Geld bringen mir die Leute in's Haus.“ Dem armen Cassenbdiener giug's umgekehrt, er konnte viel leichter zu einem Säcklein als zu einer solchen Summe kommen, aber ich glaube doch nicht, daß er in jenem Augenblicke böshafter Neid empfunden hat. Denn wer kann ernstlich böse sein, wenn er lachen muß? — Die Kinder von Arm und Reich sitzen in der Volksschule auf denselben Bänken, die Jungen schlagen und vertragen sich, rufen den Vätern die eigne Jugendzeit zurück und bringen sie einander näher; die reiche Frau schickt der armen Nachbarin in Wochen Suppen und Leinwand; der Tagelöhner steht bei den

Soldaten mit seinem jungen gnädigen Herrn, der Arbeiter mit dem Sohne des Fabrikanten, der zukünftige Polizeibdiener mit dem zukünftigen Gerichts-Präsidenten in Reich und Glied — kurzum, auf tausend Wegen begegnen wir uns, fühlen uns als gleichberechtigt, als Brüder —

„Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!“

Wo bleibt da das einseitige Classenbewußtsein?

Es ist zum großen Theil eine Schöpfung der Socialdemokraten. Sie wollen den Arbeiter aus einem frei sich selbst bestimmenden Wesen, aus einem Mitmenschen und Nebenbürger, in ein blind fügsames Classenthier verwandeln. Dem Classenbewußtsein soll er, wenn's nach ihnen geht, alle anderen menschlichen Beziehungen und nöthigenfalls sein eigenes Glück opfern. Die Classe soll ihm Religion und Vaterland zugleich sein. Er darf neben ihr nicht allein keine andere Götter, sondern auch nicht einmal den lieben Herrgott mehr haben, und muß ihr Nachbarn, Freunde, Gönner und Wohlthäter und alles Seinige obendrein opfern, wenn ihre Priester und Propheten es befehlen.

Wofür aber das alles? Für das Glück der Arbeiter? Nein, für die Herrschaft derjenigen, die sie als „Classe“ an dem Narrenfelle eines wahnsinnig überreizten Classenbewußtseins hinter sich dreinzerrren, — für einen Tag revolutionären Raufsches, dem Jahre des Raizenjammers in dumpfer Niedergeschlagenheit nachfolgen würden.

Um dem Arbeiterstand das fehlende Classenbewußtsein gehörig einzupumpfen, wenden seine Verfäherer ein doppeltes Mittel an: planmäßiges Herunterreißen aller Anderen, und die plumpesthe Schmeichelei gegen ihn selbst. Nun thut ein bißchen Schmeichelei uns schwachen Menschen gewöhnlich sehr wohl. Auch mich hat manchmal ein Sünderchen freundlich angewebelt. Ich bin der allerbäumteste nicht und merkte wohl,

daß es eigentlich auf den Knochen abgesehen war, den ich in der Hand hielt, aber es freute mich doch, und ich gab ihm auch wohl das Nippchen mit einem Stückchen Fleisch daran, das ich gern noch selbst gegessen hätte. Man muß so viel böse Worte im Leben hören, daß Einem ein lindes, angenehmes gar wohl zu gönnen ist, mag's nun ganz richtig sein oder nicht. Deshalb nehme ich es auch einem Arbeiter nicht übel, wenn er sich gern einmal als einen Hauptkerl loben hört. Nur darf's nicht zu dick kommen, und man muß den Honig nicht mit seinen gesunden Knochen oder gar mit dem Leben zahlen sollen. „Nur im Arbeiter findet die Tugend noch ein reines Herz, und die Wissenschaft einen empfänglichen, vorurtheilsfreien Geist!“ schmeicheln die Aufwiegler, „die übrige Gesellschaft ist rettungslos verfault; sie hat sich den Tod in den Leib gegessen, indem sie vom Schweisse des Arbeiterstandes lüppig schwelgte!“ Glaubt das ein verständiger Arbeiter? Nein, er mag übrigens von der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft und von seinem eigenen oft knappen Lohne denken, was er will; er weiß doch, daß er und Seinesgleichen nicht alle Tugenden und Geistesgaben gepachtet haben. Dafür kennt er zu viele beschränkte, rohe, übeldenkende Arbeiter, und zu manchen guten, einsichtsvollen und wohlmeinenden Mann anderen Standes. Narren freilich und Schwachköpfe gibt's überall. Und diejenigen Arbeiter, welche den dick aufgetragenen Honig gierig hinunterschlucken, werden sich sicherlich den Magen verderben. Dabei kommt der Körper eilends herunter. Sie werden rasch an sittlicher und geistiger Kraft verlieren, wie jeder, der sich durch Schmeichelei bethören läßt. Sie werden reißend schnell abnehmen selbst an demjenigen Maße von Vernunft und Güte, mit welchem die Natur sie ursprünglich ausgestattet hatte. Sie werden dadurch immer unfähiger werden nicht nur zum blutigen Classenkampf — das wäre ja gut — sondern auch zum friedlichen Wettstreit mit ihren klügeren Genossen, wie mit ihren

englischen, belgischen, französischen Kameraden — und das wäre schade.

Besinnt euch, deutsche Arbeiter! Irren ist menschlich, aber im erkannten Irrthum beharren dumm und schlecht. Ihr leidet hin und wieder, einzelne sogar schwer. Wer wollt' es leugnen? Leiden wir doch fast alle mehr oder minder unter dem Drucke der traurigen Verhältnisse. Die böse Zeit geht diesmal so langsam vorüber. Sie hat Blei an beiden Füßen; wißt ihr, daß es zum großen Theil in eurer Hand liegt, ihr Flügel anzusetzen? Aber nicht von außen kommt das Heil. Selbst ist der Mann! Keine staatliche Einrichtung wird jemals das volle Glück des Einzelnen schaffen und sichern können. Die Mittel dazu sind heute wie vor tausend Jahren Fleiß, Sparsamkeit und Gottesfurcht. Wohl aber kann der Weg zu diesem lockenden Ziele geebnet werden. Aber wodurch? Nun und nimmer durch Bürgerkrieg, sondern im Gegentheil durch einträchtiges Zusammenwirken der guten und redlichen Menschen aller Stände. Ihr habt gerechte Klagen und Wünsche. Allerlei gesellschaftliche Schäden liegen vor und fordern Abhilfe und Besserung. Dagegen ist auch die Stimmung der Besitzenden im ganzen und großen noch sehr günstig für euch. Steht euch nicht selbst im Wege. So lange ein Angriff geplant, so lange mit dem Classenkampf gedroht wird, müssen viele Kräfte zu seiner Abwehr verwandt werden, die sonst frei würden und auf die Verbesserung eurer Lage gerichtet werden könnten. Nicht Classenkampf kann uns retten; im Gegentheil, Einigkeit thut uns dringend noth. Nicht Revolution, sondern Reform, nicht Umsturz, sondern Fortschritt muß eure Losung sein. Dazu werden euch die besten Männer aller Stände gern die Bruderhand reichen — sind wir doch alle Ein Leib, und wenn Ein Glied leidet, so leiden alle andern mit. Besinnt euch, jetzt, wo ihr am Scheidewege steht! Noch ist es Zeit. Braucht euren Bestand; er wird euch die Wahrheit des alten Wortes erkennen lassen: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Betäubt euer

Gewissen nicht. Wir sind schon als Jungen zu stolz gewesen, Geld aus fremden Taschen oder Braten von fremden Tischen zu nehmen, ja ein Stücklein zu erbetteln haben wir nicht über uns gebracht anders als durch einen sehnsüchtigen Blick, und ob uns auch das Wasser vor Begierde im Munde zusammenlief — sollten wir als Männer so viel schwächer und schlechter sein? — Laßt auch euer Herz ein Wörtlein mitsprechen; es rät oft noch besser, als der Verstand. Noch sitzen wir alle friedlich an dem langen Tische, der eine mehr oben, der andere mehr unten, jawohl; und der große Vater thut seine milde Hand auf und nährt uns alle. Wollt ihr freventlich das Tafeltuch zerschneiden zwischen euch und den andern Gästen, die zufällig einen besseren Noth auf dem Leibe haben? Thut's nicht, Freunde und Brüder! Wendet euch entschlossen von den Verführern und Verführten ab. Laßt euch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Besten nicht rauben, nicht die Liebe zu euren Mitmenschen, noch den Glauben an Gott. Er lebt noch, was die Narren auch schwören, und verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht. Geht tapfer in der Reihe aller redlichen Menschen den steilen, aber sicheren Weg getreuer Pflichterfüllung einer guten Zukunft hier auf Erden und einer besseren im Himmel entgegen. Und so segne Gott uns allzusammen wie jeden Einzelnen unter uns! Gott segne die deutschen Arbeiter, und bessere ihre schlechten Rathgeber!



In demselben Verlage erscheint:

Soziale Fragen und Antworten.

Heft 2 und Folge.

Einzelpreis à 30 Pf.;

Abonnementspreis für 12 Hefte 2 M. 50 Pf.

Partiepreise:

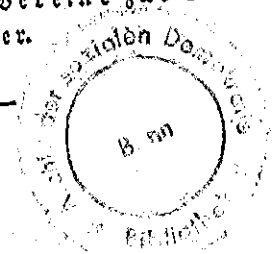
a) einzelner Hefte:

50 Ex. 18 M. 50 Pf.	100 Ex. 24 M.
500 Ex. 105 M.	1000 Ex. 180 M.
5000 Ex. 750 M.	10000 Ex. 1200 M.

b) im Abonnement auf 12 Hefte:

50 Ex. 112 M. 50 Pf.	100 Ex. 200 M.
500 Ex. 875 M.	1000 Ex. 1500 M.

Das Unternehmen, welches mit vorliegendem erstem Hefte nunmehr erscheint, soll die von der Socialdemokratie verbreiteten Irrthümer und Mißgesinnungen umfassend und planvoll bekämpfen, und zwar in Jedermann verständlicher Weise. In jeder einzelnen Schrift wird eine der Hauptfragen dieses Bereichs so erschöpfend wie möglich und einseitig wie möglich behandelt. Durch die bedeutend ermäßigten Partiepreise eignen sich diese „Kingschriften“ ganz besonders für Vereine zur Vertheilung an ihre Mitglieder.



Früher erschien:

Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.

Ein Lebensbild aus dem dreißigjährigen Kriege.

Nach Christophel von Grimmelshausen frei bearbeitet von

Clard Hugo Meyer.

Mit drei Bildern von H. Lüders.

2. Volksausgabe. Preis 1 Mark.

Geschichten aus alter und neuer Zeit.

1. Arnold Horst, König Marbeth. 50 Pf.
 2. G. E. A. Hoffmann, Meister Martin. 25 Pf.
 3. Th. Justus, Im Geld und Gut. 50 Pf.
 4. Th. Justus, In Sturmesfluthen. Auf dem Moor. 25 Pf.
 5. N. Volkerts, Die Brautfahrt eines deutschen Husaren. 50 Pf.
 6. Th. Justus, Der Westerhof. 25 Pf.
 7. Th. Justus, Auf dem Altentheile. 50 Pf.
 8. Th. Messerer, Nur keinen Preußen. 25 Pf.
 9. Th. Messerer, Die Schneidemühle an der Klamm. 50 Pf.
 10. Th. Justus, Aus böser Zeit. 25 Pf.
 11. Th. Messerer, Der Schützenkönig. 25 Pf.
 12. Th. Messerer, Sein Alten am Fulberg. 25 Pf.
- Bändchen von resp. ca. 60 und 100 Seiten mit farbigem Umschlagsbilde, die Hauptscene der Erzählung darstellend.

Tannenreis.

Eine Weihnachtsgeschichte von Th. Justus.

Mit Umschlagsbild von Carl Kochling.

Preis 25 Pf.

Bremen.

Nordwestdeutscher Volkschriften-Verlag, A.-G.

Druck von G. Hunkel in Bremen.